

Die Stille der Niemandsländer

Nichts ist so bedrückend, entsetzend, auflösend, vernichtend, wie die Stille der Niemandsländer zwischen Stacheldraht und Stacheldraht. Wie ein Spinnennetz, skurril, beinahe futuristisch, doch immer engmaschiger werdend, durchzogen sie Europa, damals, heute. Land des Lebens neben Land des Nichts. Niemandes. Utopos. Nicht-Ort. Egal wo man war, immer war man hinter oder vor einem Zaun, gerettet ins Jemandland, doch wenn ich, damals noch nach dem Passieren der Grenze und vor dem Erreichen der anderen Seite durch dieses Land musste, zog ich automatisch den Kopf ein, drückte mich ganz fest in die eine Ecke des Wagens. Verschämt kontrollierte ich vielleicht noch, ob der Knopf heruntergedrückt war, der die Türe schloss. Es war, als würde das Leben aufhören. Ich wagte kaum zu atmen. Wenn wir stehenblieben und ausstiegen, dann würde uns das Land verschlucken, einsaugen, sodass nichts bliebe, als ein Haufen Kleider, vier offenstehende Wagentüren. Die anderen Autos hasteten nach wie vor vorbei. Als wäre man unsichtbar, wenn man stehenbliebe, im Niemandsland, verschluckt von der Stille, als hätte es uns nie gegeben. Endlich erreichten wir den anderen Teil der Grenze. Ich atmete auf, das Niemandsland hinter uns gelassen zu haben, noch einmal davongekommen zu sein. Doch wir mussten wieder zurück. Auf der Seite, von der wir kamen, da war die Freiheit, Demokratie und Kapitalismus. Die andere Seite, die war gezeichnet, von Diktatur und Spitzelwesen und Kommunismus und Gefangenschaft. So hatte ich es gelernt. Ein Teil Europas und ein weißer Fleck in meiner Vorstellung. So wie es beigebracht wurde, in der Schule, im Leben. Dass das die Bösen waren und wir die Guten. Das war es. Das blieb es. 30 Jahre später.

Damals hörte man davon, dass es dennoch immer wieder welche gab, die es versuchten, über einen Stacheldraht, durch das Niemandsland und dessen Stille, zu entkommen. Diese drückende, beängstigende Stille. Ein Schuss zerriss sie. „Auf der Flucht erschossen“, hieß es, im Niemandsland, einem Stück Welt, außerhalb der Welt. Jenseits der Gesetze und Gesetzmäßigkeiten. Fast auch des Seins. Sofort wurde die Zerrissenheit wieder verschluckt. Die Stille ließ sich nicht vertreiben. Niemand wollte, durfte dorthin. Dennoch wagten sie ihn, den Versuch zu fliehen. Vielen gelang es. Ein neues Leben zu beginnen, dort, wo es gut war und demokratisch und es Bananen gab in Hülle und Fülle, dort, wo die Stacheldrähte aufhörten und Freiheit herrschte. Niemals wieder daran zu denken, an die Stille der Niemandsländer. Bis sie bemerkten, wir in der Freiheit, der Demokratie, wir hatten auch Stacheldrähte und Niemandsländer. Man durfte sie durchqueren, aber sie wurden nicht niedergerissen. Nicht nur zwischen Land und Land. Überall waren Stacheldrähte, aufgestellte oder eingelernte. Zwischen Menschen, vor allem. Zwischen Mann und Frau, zwischen großen und kleinen Menschen, zwischen Menschen und anderen Tieren, zwischen Reichen und Armen, zwischen Dir und mir.

Stille der Niemandsländer. Des Niemandslandes. Klara sitzt am Boden. Sie macht sich klein, so klein es geht, die Arme über dem Kopf. Sie will nichts mehr hören davon, wie ihre Eltern streiten. Über ihren Kopf hinweg, als wäre sie nicht da. Und wenn sie nicht da wäre, dann würden sie nicht mehr streiten, ihre Eltern, schreien sie über ihren Kopf hinweg. Es gibt kein Entkommen, denkt sie, bis sie entdeckt, dass sie weggehen kann. In ihrem Kopf, einen Stacheldraht aufziehen zwischen sich und ihren Eltern. Und dazwischen das Niemandsland mit seiner Stille, in das sie flüchten kann. Die Stimmen prallen ab. Sie hört sie nicht mehr. Immer öfter zieht sie sich dahin zurück. Weil sie in der Welt Niemand ist, ist sie Jemand in ihrer Vorstellung. Nichts anderes kann Heimat sein, dem, der in der Welt nichts gilt, für jemand, der Niemand ist, als das Niemandsland.

Stille der Niemandsländer, zwischen Stacheldraht und Stacheldraht. Kerstin spielt mit ihren Freunden. Der Zaun ist ihr vertraut. Es war zu einer Zeit, da Kinder noch draußen herumtollten. Die Welt war ihr Spielplatz. Die Straßenlaternen ihre Uhr. Keine Kontrolle durch Anrufe am Handy. Schon gar kein GPS-Tracking. Lange schon stand er, der Stacheldraht. Was auf der anderen Seite war, auf der anderen Seite des zweiten Stacheldrahtes, das wussten die Kinder nicht, das wurde verschwiegen. Nur, dass sie dort nicht hingehen durften, das war ihnen eingeschärft worden. Böse Menschen seien dahinter, hatte man ihnen gesagt. Das hatten sie sich gemerkt. Böse, das war ein Wort, das viel bedeuten kann, aber immer etwas, womit man nichts zu tun haben will. Wir sind die Guten. Die anderen die Bösen. Mit der Zeit verfiel der Zaun. Es scherte niemanden. An manchen Stellen war er nicht mehr zu sehen. Kerstin spielte. Abfangen. Sie lief. Auch dorthin, wo der Zaun einmal gewesen war, lief weiter, hinein in das Niemandsland, ohne es zu bemerken. „Komm zurück“, rief ihr Stefan zu, ihr bester Freund. Und er sah noch, wie sie sich im Laufen umdrehte. Ein strahlendes Lachen, von Eifer und Freude gerötete Wangen. Ein Schritt. Ein einziger. Und dann, eine Explosion. Er sah noch, wie sie in der Luft zerfetzt wurde. Sie und ihr zerschlissener, alter Teddy-Bär, denn sie nicht losließ. Dann war die Stille wieder da, die alles verschluckte, die Stille der Niemandsländer.

Jetzt ist es anders. Europa hat sich vereinigt, hat es geheißen. Es gibt keine Grenzen mehr, hat es geheißen. Es hat sich niemand die Mühe gemacht, die Zäune zu entfernen. Die Niemandsländer blieben, zwischen Stacheldraht und Stacheldraht. Es gibt sie nicht mehr. Und wenn, dann haben sie keine Funktion mehr. Wird gesagt, aber in den Köpfen sind sie geblieben. Wir da, die anderen dort. Immer geht es um wir und die anderen. Dabei gibt es die anderen nicht mehr, wird uns gesagt, nur mehr Wir. Geeint, vereinigt, verbunden durch die heiligen Bande der wirtschaftlichen Verflochtenheit. Zivilisiert. Weltmännisch oder besser Europamännisch. Aber was schert das den, der nach wie vor sein Feld beackert. Eine Mauer rundherum. Nicht mit Stacheln, aber undurchsichtig. Das Anders-sein fängt schon beim Nachbarn an. Eine Mauer muss gezogen werden. Das Große wiederholt sich im Kleinen. Bis ins Kleinste. Bis in die Köpfe. Man hat sich daran gewöhnt. An die Mauern. Je weiter, je globaler die Welt wird, so mag man meinen, desto enger und regionaler wird das Denken. Es wird einem aus der Hand genommen. Es geht einen nichts mehr an. Es zählt nicht. Deshalb beackere ich mein Feld. Nur das. Die große Vision des Miteinander ist gescheitert. An der Entmündigung und der intellektuellen Verwahrlosung. Die Fäden sind in der Hand der Oligarchen. Sie bestimmen die Politik, sagen ihr, was sie sich erlauben darf und was nicht. Es gibt weder Ein- noch Ausblick. Deshalb zieht sich die europäische Mittelschicht zurück in die biedermeierliche Anständigkeit. Mehr gibt es nicht zu tun. Nur zusätzliche Stacheldrahtzäune zu errichten. Mit mehr Niemandsländern. Mit mehr Stille der Niemandsländer. Ein Bollwerk gegen den Ansturm von außen. Gegen die Verlierer unserer Freihandelslügen und exportieren Klimawandel. Sie sollen bleiben, wo sie sind. Wir können nichts dafür. Jeder ist für sich selbst verantwortlich und sich selbst der nächste. Dass es dort brennt und nicht in Europa, dafür können wir nichts. Sie kommen doch nur, um unsere Werte zu untergraben. Werte, wie Schnitzel und Bier. Oder doch Aufklärung und Französische Revolution?

„Sapere Aude! Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“, tönte Immanuel Kant 1784 aus Königsberg und läutete damit das Zeitalter der Aufklärung ein. Aufklärung, als der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Aufsehen, hören und verschwinden lassen in den Annalen der Bibliotheken und den verstaubten Bildungskanones. Ab und an darauf zu berufen, während über die Jahrhunderte die Kriege geführt wurden. Die Gewinner nahmen sich die Landkarte und zeichneten Striche, hübsche, rote Striche. Als wäre es ein Spielbrett. Geographische Verstümmelung. Die Landkarte zeigt keine Menschen, keine Leben, nur Hügel und Täler und Flüsse und Dörfer und Städte.

Dazwischen ein Strich. Manchmal einfach einen Fluss entlang. Was wäre mit Kant gewesen, wäre er nicht 1724 sondern 1945 geboren worden wäre? Nicht in Königsberg in Ostpreußen, sondern in Kaliningrad, als Hauptstadt einer russischen Enklave, geboren worden? Hätte es dann eine russische Aufklärung gegeben, und keine deutsche? Willkürlich ziehen die Siegermächte Mauern, auch um die Mündigkeit der Menschen. Machen aus Preußen Russland. Teilen und teilen Polen. Teilen zwischen Orten. Wer gerade noch mein Nachbar war, ist plötzlich ein Fremder. Jenseits des Zaunes. Ein simpler, harmloser, unschuldiger roter Strich auf einer Landkarte. Im Maßstab 1:30.000.000. Wie ein Spiel. Kinder, die auf einem Bild kritzeln. Es ist nicht ersichtlich, was passiert, aus der Satellitensicht. Nicht einmal aus der Vogelperspektive. Erst, wenn ich mir die Mühe mache, durch den Ort zu gehen. Trennungen, durch Länder, Bezirke, Orte, durch Familien, Freunde, Gemeinschaften. Eine Brücke, die man plötzlich nicht mehr passieren darf. Weil da jetzt ein Stacheldraht steht. Da und dort. Dazwischen das Niemandsland mit seiner Stille. Auch die Brücke. Die nichts mehr verbindet, und Kants Ruf wird ebenso verschluckt, wie das Unverständnis über die Trennung. Und als Werte bleiben Schnitzel und Bier, die wir uns nicht nehmen lassen, von niemandem, statt der Aufklärung. Etwas muss uns ja verbinden. Werte, die Gemeinschaft stiften sollen, die beständig beschworen und nie benannt werden. Vielleicht doch die Französische Revolution?

„Liberté, égalité, fraternité“, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ – ja, es heißt Brüderlichkeit, im Wahlspruch der Französischen Revolution. Etablierung der Bürger- und Männerrechte, „Droits civils et humains“, es täuscht, im Französischen wird Mann mit Mensch gleichgesetzt, und umgekehrt. Es ist vergessen. Manches ist gut, vergessen zu werden, ausgesiebt im Stacheldraht der Geschichte. Das könnte es sein, als Grundlage, als Wertebasis, falls man sich doch nicht mit Schnitzel und Bier zufrieden geben will, dann vielleicht die Menschenrechte. Rechte, die jedem Menschen überall auf der Welt zustehen. Sie hören an keiner Grenze auf. An keinen Stacheldraht und eigentlich auch nicht im Niemandsland. Aber wer hört, was von dessen Stille verschluckt wird? Jenseits dieser Stille wurden sie festgelegt. Es dachte keiner daran, als festgehalten wurde, dass das Ziel der Menschenrechte darin bestehe, jedem Menschen ein Dasein in Würde zu ermöglichen. Beschlossen von der UNO 1948. Ein schmales Bändchen bestehend aus 30 Artikeln. Man stellt es neben Kants Schrift „Was ist Aufklärung?“. Dort stehen sie gut. Im Niemandsland der Bildung. Zensur ist nicht mehr notwendig. Es genügt die Ablenkung durch Entertainment und Konsum. Das Recht auf Religionsfreiheit aus Artikel 16 wird in den Konsumtempeln zelebriert. Ein einziger, unaufhörlicher Gottesdienst, die Anbetung des goldenen Kalbs und der mondänen Gucci-Tasche. Es geht beides. Während die für die Ausführung der Konsumtions-Hegemonie notwendige Ausbeutung tunlichst verschwiegen wird.

Menschenrechte sind Grundwerte Europas. Hart erkämpft in der Französischen Revolution, dulden wir auch keinen Werteexport, um uns dann nicht enthalten zu können, die zivilisatorische Rückständigkeit zu beklagen – hinter dem Stacheldraht und dem Niemandsland und dessen Stille und dem nächsten Stacheldraht. Und daneben geht auch Schnitzel und Bier. Und wer versucht uns das schlecht zu reden, um den wird ein Zaun gebaut, Stacheldraht um sein Denken, um seine Zunge. Auch wenn wir die Meinungs- und Informationsfreiheit aus Artikel 19 schätzen, werden sie nur so lange hochgehalten, so lange es die richtige Meinung und die richtige Information ist, die weder die kulturelle noch die soziale und schon gar nicht die wirtschaftliche Hegemonie antastet, so werden wir das Aufmüpfige und Rebellische nicht dulden, nicht dulden können. Es würde die Grundfesten Europas erschüttern. Geboren aus einer blutigen Revolution, ist dieser Art der Neuordnung nun Genüge getan. Wir brauchen keine Revolution, nicht einmal eine Rebellion,

sondern Konstanz, Vakuumisierung und Stillstand. Wir trauen unseren Grundfesten nicht. Der kleinste Luftzug des Zweifels kann sie ins Wanken bringen. Die Großspurigkeit im Gehabe, die Ängstlichkeit im Inneren. Deshalb brauchen wir immer mehr Schutz, nach außen, national, regional und biologisch. Immer mehr Stacheldrähte mit der Stille der Niemandsländer, die den Ruf nach Freiheit verschluckt, als hätte es ihn nie gegeben, weil die Beschämung präsent bleibt, die Beschämung nichts weiter zu sein, als der kleine Wurmfortsatz, Blinddarm Asiens. Oder das Überbleibsel einer Entführung eines ewig geilen Gottes. Die kleine Geliebte des Zeus, die von ihm, in Gestalt eines weißen Stiers, entführt wurde, kam auf dieses Landstück, das dann auch flugs nach ihr benannt wurde. Europa als das Ergebnis eines gschlampaten Verhältnisses. Und das bei unserem Wertekanon, der so unverbrüchlich steht, wie eine Ölplattform auf Strohhalmen, die ökologisch integrierter Weise tatsächlich aus Stroh und nicht aus Plastik gefertigt werden sein sollten, was zwar an der Standhaftigkeit nichts ändert, aber unser moralinsaures Gewissen besänftigt, so dass wir weiterhin bequem im Lehnstuhl sitzend den eigentlichen Werten frönen, Bier und Schnitzel.

Und während wir so sitzen, kopfschüttelnd die Ereignisse um uns im Fernsehen verfolgen, wahlweise in den sozialen Medien, wird das letzte Stück Grün zugepflastert. Bau um Bau errichtet, während die vorherigen langsam vor sich hin verfallen, so wie das kritische Denken langsam unter Konsumartikeln und Genusswaren, begraben wird, und immer mehr Stacheldraht verarbeitet wird. Wer möchte sie schon missen, die Stille der Niemandsländer. Immer mehr wird abgegrenzt, bis es eines Tages so weit sein wird, dass ich mich gar nicht mehr aufrichten kann im Auto, weil ein Niemandsland ans andere anschließt.

Oder wir machen uns daran alle Stacheldrähte niederzureißen, die Stille der Niemandsländer zu befreien und sie in die Lebendigkeit der Menschlichkeit zu wandeln, in dem wir sagen können, ganz schlicht und einfach, ich bin.

Ich bin. Nicht mehr und nicht weniger. Das Alles kann nicht mehr oder nicht weniger sein. Es kann nur Alles sein. Oder Nichts. Ich nichte. Selbstnegation. Aber ich bin. Selbstbejahung. In allen Fasern, in allen Gedanken, in aller Zuwendung. Ich bin. Nichts mehr. Alles. In der Bejahung. Der immerwährende Schrei des Lebens. Mitten im Leben. Leben seiend. Und es genügt zu sagen. Ich bin.

Ich bin. In der Liebe. Grenzen-, vorbehalts-, rückhaltlos. Es gibt keine Kompromisse. In vielem anderen. Vielleicht. Das höhlt das Leben aus, macht es bedeutungs- und kraftlos. In der Liebe kann es keine Kompromisse geben. Keine. Nicht die kleinste Einschränkung. Liebe mich oder hasse mich. Nichts dazwischen. Ich bin oder ich nichte. Auch im Lieben. Du hast es nicht getragen. Nicht ertragen. Es war Dir zu viel. Ich war Dir zu viel. Dann bist Du nicht stark genug. Mich zu tragen und mich loszulassen. Ich bin. Du hast es auch nicht begriffen, dass es nicht mehr ist, was die Welt umspannt, was mich davon abhält großmächtig von Existenz oder Verbundenheit oder Allumfasstheit zu sprechen. Weil es immer noch zu wenig ist und Du es nicht trägst. Auch nicht mich. Erträgst. Nicht einmal in meinem Ich bin. Es bedarf der Vollständigkeit, es tragen zu können. Du hast Dich längst verraten an all die Zugeständnisse und den voreilenden Gehorsam an das was von Dir erwartet werden könnte. Wünschen zu entsprechen, noch bevor sie ausgesprochen wurden, auch wenn es nicht Deine sind. Was sind Deine Wünsche? Ich habe Dich gefragt. Du bist geflüchtet. Vor der Frage. Vor der Antwort. Du hattest nur die Frage, die an Dich herangetragen wurde und die Antwort, von der Du meintest, sie geben zu müssen, weil sie erwartet wurde. So schrumpelt die Liebe in eine emotionale Verwischung, wie die Schrift, die der Regen wegwäscht von der Mauer. Liebe habe ich geschrieben. Die rote Farbe rinnt. Die Liebe blutet. Blutet sich aus. Matt rosa Überreste. Mehr ist nicht zu ertragen. Es ist zu viel. Auch. Ich bin.

Ich bin. Im Leben. Grenzen-, vorbehalts-, rückhaltlos. Das Leben, das sich darbringt, mir darbringt, mit voller Wucht. Dich wirft sie um. Du kriechst darunter hinweg. Ich lege mich hinein, lasse mich tragen, umgarnen, durchdringen. Ich bin. Leben in meiner Annahme, im Rausch des Verlierens. Auch in Dir. Es war ein Versuch. Ich habe Dich gesprengt. Es war zu einbetoniert. Nichts verändert sich. Nichts ist veränderbar. Starr. Leblos. Da kannst Du das Leben nicht aushalten. In dieser Form, in dieser Kraft, in dieser Vollkommenheit. Ich bin. Das Leben. Auch im Zorn, der Verzweiflung, dem Nichtverstehen all der Leblosigkeit zwischen Geburt und Tod. Das Leben ist oder ist nicht. Leben ist kein Kompromiss. Keine halben Leben. Oder viertel. Oder achtel. Kein Dazwischen. Nichten von Geburt bis zum Tod. Oder sein von der Geburt bis zum Tod. Wie ein Wirbelwind bin ich durch Dich gefahren, doch es war immer noch zu schwach, Dich zum Leben zu erwecken. Betonierte, einzementierte, zentrifugierte Eingleisigkeit. Ich ging in Dich hinein und hindurch, weil da nichts war. Einfach Nichts. Es passt nicht. Es kann nicht passen. Du hältst es nicht aus. Es gibt kein Verstehen. Auch keine Annäherung. Auch wenn wir so tun als ob. Das als ob des Lebens. Es verfällt. Nur allzu schnell. Weil ich es nicht aushalte. Deine Leblosigkeit. Deine durchgehende Normalität. Es gibt keine Schattierungen. Keine Abweichungen. Das macht sie aus. Aber ich bin. Du nicht. Es passt nicht.

Ich bin. Im Miteinander. In einem, in dem Du auch sagen kannst, ich bin. Kannst Du es? Nimmst Du es? Mein ich bin in Dein ich bin. In der Liebe. Im Leben. Grenzen-, vorbehalts-, rückhaltlos. Wo sich ein Wirbelwind zum anderen begibt. Tanz des Lebens. Sich zu durchdringen, eins zu werden, loszulösen, wieder zu begegnen. Entgrenzend bis in die Unendlichkeit des Schmerzes und des Glückes. Es zerreißt mich. Kleine Fetzen. Es setzt mich zusammen. Völlig neu. Jedes Mal völlig neu. Wir tanzen. Unermessliche Kräfte freisetzend. Alle Ketten sprengend. Die übriggebliebenen. Die Mauern einzureißen. Die noch da sind. Erlösung zu sein. Verderben zu sein. Du mir. Ich Dir. Weil Du sagen kannst, ich bin. Und das ist das Alles. In dem wir uns sind.